

Perspektiven

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **22 (2015)**

Heft 248

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

LAND DER ANWESENDEN

Eine Rede von Dorothee Elmiger, gehalten am 1. August 2015 in Baden.

Liebe Badnerinnen und liebe Badner,
liebe An- und Zugereiste,
liebe Anwesende

Ich freue mich, dass ich heute an diesem 1. August hier in Baden stehen und reden darf.

In den vergangenen Wochen, als ich über dem Entwurf zu dieser Rede sass und mir überlegte, mit welchen Worten man so etwas am besten beginnt, habe ich mir irgendwann die Aufnahme einer Rede aus Bümpliz-Oberbottigen angehört. Im Hintergrund waren viele Geräusche zu hören, Stimmen aus der Festgemeinde, ein Kind, das irgendetwas rief, vor allem aber das Geräusch von Feuerwerk.

Es hat mich erinnert an den 1. August meiner Kindheit. Was mich damals an diesem Feiertag interessiert hat, das war das Feuerwerk: Komplizierte Kalkulationen wurden lange vorher angestellt, wie das vorhandene Geld am besten zwischen den verschiedenen Raketen und Vulkanen aufgeteilt würde, und manchmal lag noch eine jener Raketen drin, aus der bei der Explosion ein kleiner Fallschirmspringer ausgestossen wurde, der dann langsam der Wiese zusegelte und den es im Dunkel zu suchen galt. Abschussrampen wurden konstruiert, optimale Winkel berechnet, leere Flaschen aufgereiht, die Entdeckung bald gemacht, dass der Knall eines Böllers, der in einen Schacht oder einen Robidog geworfen wird, sich um ein Vielfaches potenziert.

Nicht nur meine Geschwister und ich, auch die Nachbarn teilten diese Leidenschaft für das Feuerwerk, und je später es wurde, desto gespannter warteten wir jeweils alle darauf, dass Herr Gmünder endlich seine Riesenraketen aus der Garage holen würde, sie waren grösser als die von Herrn Zünd, fast grösser als wir selber, und, so flüsterten alle, bestimmt ein Vermögen wert.

Wir haben also diesen 1. August jeweils gefeiert als grosses Fest der Pyrotechnik, wir waren kleine Ingenieurinnen mit einer grossen Begeisterung für diese magische Sache, für die temporäre Vervielfachung der Himmelskörper.

Seit ich kein Feuerwerk mehr anzünde, habe ich den 1. August nicht mehr gefeiert. Wenn man das Feuerwerk wegzählte, so war mein Eindruck, blieben nur noch patriotisches Fahnen-schwenken, Neonazis auf dem Rütli, schwierige Eidgenossen, die den anderen vorrechneten, dass sie die Kriterien für das Eidgenossentum nicht erfüllten.

Die Schweiz ist Verhandlungssache

«La suisse n'existe pas», hat der Künstler Ben Vautier 1992 an der Weltausstellung in Sevilla erklärt: Die Schweiz gibt es nicht. Dieser Satz ist nun bereits über 20 Jahre alt und er kann unterschiedlich interpretiert werden, aber ich stimme ihm zu, wenn er meint, dass es die Schweiz als homogenen Raum nicht gibt, wenn er bedeutet, dass es unmöglich und unsinnig ist, zu sagen: So und so ist die Schweiz, aber so oder so ist sie auf keinen Fall. Oder: So sind die Schweizer und Schweizerinnen und so sind sie sicher nicht.

Können Sie mir denn die Schweiz erklären? Ich auf jeden Fall kenne nur Teile davon, einige Strassen und Städte, ich kenne ein paar Häuser und einige Menschen darin, ich kenne ein paar Zugstrecken, einige Schulen und Theater, ich war schon in Melide und in Morschach, aber noch nie in Bergün, ich spreche nur eine der vier Landessprachen wirklich fließend, und in Wirklichkeit sind es ja gar nicht vier, sondern es sind unzählige Sprachen, die laut dem Bundesamt für Statistik hier gesprochen werden: Mehr als 40 Prozent aller Bewohner und Bewohnerinnen der Schweiz, die älter als 15 Jahre sind, sprechen in ihrem Alltag mehr als eine.

Wenn Sie mich fragen, was die Schweiz ist, dann würde ich Ihnen vielleicht eine Strasse beschreiben, in der ich eine Weile lang gelebt habe, eine ganz ruhige Strasse mit schön ordentlich geschnittenen Büschen, die im Frühsommer ganz gut und vertraut gerochen haben, und um die Ecke war die Migros. Und wenn ich Sie frage, was die Schweiz denn ist, dann würden Sie mir vielleicht erzählen vom Datum der Entstehung der Schweiz, vielleicht würden Sie 1291 sagen oder 1848, vielleicht würden Sie sagen: Willensnation, vielleicht würden

Sie mir erzählen, wie Sie am Bahnhof einmal dem Bundesrat Soundso begegnet sind, der unterwegs war ins Bundeshaus, einfach so, ohne Bodyguard, und dass das nur in der Schweiz möglich sei, oder Sie würden mir erzählen, wie Sie einmal in einer Skihütte gesessen und das Hütchenspiel gespielt und Rivella getrunken haben.

Wenn wir die Schweiz so unterschiedlich verstehen und beschreiben, können wir dann nicht zurecht sagen: «Die Schweiz gibt es nicht»? und können wir dasselbe nicht auch von jeder anderen Nation behaupten? Ja, die Schweiz ist Verhandlungssache, wir, die Anwesenden in diesem Land, sind ständig dabei, zu verhandeln, wie diese Schweiz, die wir gemeinsam erfinden, eigentlich so ist. Als würden wir gemeinsam ein Buch verfassen, dem wir laufend neue Kapitel hinzufügen, während wir gleichzeitig die alten Passagen überarbeiten. Die direkte Demokratie soll es allen Bürgerinnen und Bürgern erlauben, an dieser Schweizer Geschichte mitzuschreiben, die Lehrer und die Journalistinnen schreiben mit, die Fussballerinnen, die Redner, die Parteien und die Eltern sowieso.

Aber auch wenn die Nation eine Erfindung ist: Als Autorin bin ich überzeugt, dass Geschichten und Erfindungen Teil der Wirklichkeit sind. Ich möchte deshalb heute also nicht sagen: La suisse n'existe pas, sondern ich möchte das Gegenteil behaupten. Die Schweiz gibt es sehr wohl. Sie ist auf jeder Landkarte zu finden. Und was wir uns zusammen so ausdenken, hat sehr reale Folgen für die Leben vieler Menschen in diesem Land.

Es geht nicht alles mit rechten Dingen zu

Für viele, und ich gehöre dazu, ist die Schweiz ein grosser Glücksfall: Es lässt sich gut und sicher leben hier, die Züge fahren nach Plan, das Geld reicht gut zum Leben, regelmässig wird das Papier abgeholt, wenn ich krank bin, dann gehe ich zum Arzt, es gibt gute Bibliotheken und Universitäten hier und manchmal fährt man im Zug durch einen Tunnel und kommt irgendwo raus und es sieht ganz wahnsinnig schön aus.

Für manche ist die Schweiz ein noch grösserer, ein irrsinniger Glücksfall sozusagen, allein sind sie so reich wie fast alle anderen zusammengenommen. Sie sind so reich, dass ich mir gar nicht mehr vorstellen kann, was das heisst. Aber was bedeutet das für unser Buch über die Schweiz, das wir schreiben? In der Verfassung von 1848 heisst es: «Es gibt in der Schweiz keine Unterthanenverhältnisse, keine Vorrechte des Orts, der Geburt, der Familien oder Personen.» Eine ungleiche Verteilung des Wohlstands, die die Reichen immer reicher werden, die Armen hingegen arm bleiben lässt, befördert neue Untertanenverhältnisse, Verhältnisse, die sich eine demokratische Gesellschaft in meinen Augen nicht leisten kann.

Für manche, fast ein Viertel der in der Schweiz lebenden Menschen, ist die Demokratie, die wir in unserer Erzählung über die Schweiz oft erwähnen, nicht greifbar: Sie wohnen hier, sie arbeiten hier und sie bezahlen hier Steuern, sie sind vielleicht hier geboren und vielleicht sitzen einige von ihnen sogar hier auf diesem Platz, aber sie sind ausgenommen von der Demokratie, sie haben kein Mitbestimmungsrecht, weil sie nicht über das Schweizer Bürgerrecht verfügen.

Und manche sind eines Tages in Syrien oder Eritrea aufgebrochen, den Krieg, eine Diktatur im Nacken. Auf wahnsinnigen Routen sind sie immer weiter gereist und einige, wenige von ihnen haben es geschafft bis nach Chiasso,

manche von ihnen leben nun in der Schweiz, viele von ihnen warten, warten auf eine B-Bewilligung oder auf eine vorläufige Aufnahme, sie leben in sogenannten Zentren, manche erhalten Nothilfe, manche sitzen im Gefängnis und werden irgendwann ausgeschafft. Dass die Schweiz existiert, erfahren auch sie ganz deutlich: Es ist eine Schweiz, die an ihren Grenzen auswählt, wer das Land betreten darf, eine Schweiz, die vielleicht nur aus einer Gefängniszelle besteht, am Rand des Flughafenareals, und während die Flugzeuge beim Start direkt darüber fliegen, mäht ein Bauer vor dem vergitterten Fenster die Wiese.

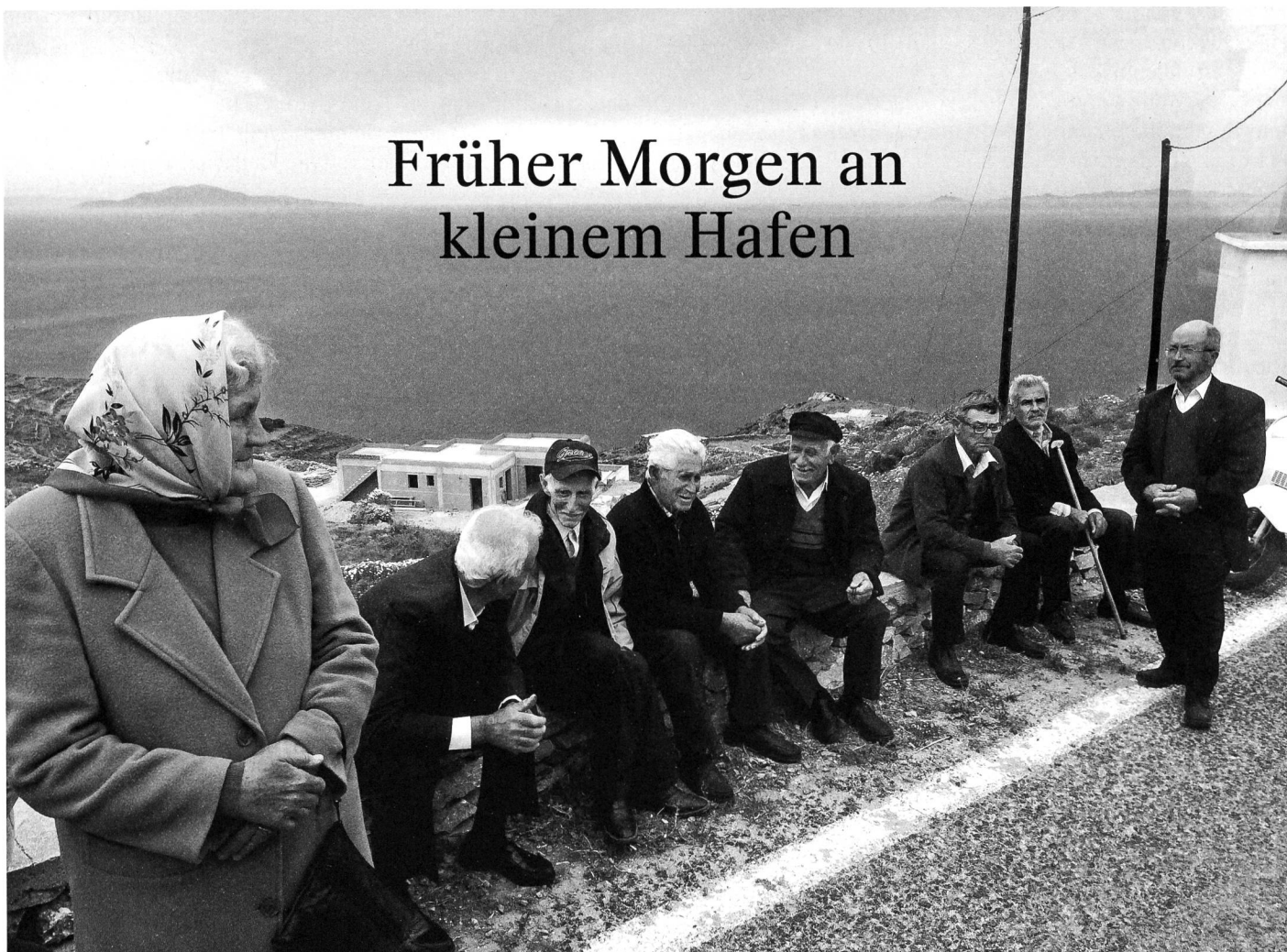
Wie können wir erklären, in unserem Buch über die Schweiz, das wir zusammen schreiben, dass wir an der Grenze aussortieren, dass wir verschiedene Kategorien von Personen festlegen, dass wir den einen Rechte zugestehen und den anderen grundsätzliche Rechte entziehen? Dass Simonetta Sommaruga nur eine kleine Zahl von Geflüchteten aus Syrien aufnehmen will, wenn doch mehr als 12 Millionen auf der Flucht sind? Dass die Schweiz, wenn es um Rohstoffe oder den Handel mit Waffen geht, keine Berührungängste kennt, aber wenn es um unerwünschte Menschen geht, ein hartes Regime durchsetzen will? Wie können wir erklären, dass Leute, die so alt sind wie ich, die gerade erste Kinder bekommen könnten, die sich interessieren für Rihanna, für kurdische Lyrik, die Bibel oder die neuen Nike Air Max-Turnschuhe, wie können wir erklären, dass diese Leute von den Schweizer Behörden nach Italien ausgeschafft werden, wo sie in überfüllten Lagern sitzen und warten, während ihr Leben einfach so vorbeigeht?

Es bereitet mir Kummer, zu wissen, dass dies alles *jetzt* und *hier* geschieht, in Ihrer und meiner Gegenwart, während wir Fussball schauen oder das Hütchenspiel spielen. Wenn wir glauben, wir können dies alles in einer Fussnote in unserem Buch über die Schweiz verstecken, wenn wir so tun, als gehe alles mit rechten Dingen zu und brauche gar nicht erwähnt zu werden, dann können wir sicher sein, dass spätestens zukünftige Generationen uns Fragen stellen und diesen Teil der Schweizer Geschichte überarbeiten werden. Es wird dann vielleicht eine neue Grammatik geben, es wird, so hoffe ich, ein Land der Anwesenden, nicht eines der Patrioten sein. Ich hoffe, dass sich Handlungen nicht aus hehren nationalen Gefühlen, sondern aus Interesse und Enthusiasmus an einer gemeinsamen Sache speisen werden. Ich hoffe, dass sich dieses Land dann endlich und vollständig als Land in der Welt sehen kann und dass der Satz «Es gibt kein Vorrecht der Geburt» international verstanden wird. Ich hoffe, dass man die Schweiz beschreiben wird als Buch in freier Übersetzung, als Kiosk, in dem man Telefonate in die ganze Welt machen kann, als Haus mit vielen Wohnungen, oder wenn Sie wollen: als riesige Bratwurst, die für alle reicht. Als Apfel, der weit fällt vom Stamm.

Dann würde ich mich wieder einmal unter die Gruppe der Feuerwerker mischen, ein paar Berechnungen anstellen und ein paar Signalraketen in die Welt hinaus schicken. Ich freue mich darauf.

Dorothee Elmiger, 1985, stammt aus Appenzell und lebt in Zürich. Sie schrieb die Romane *Einladung an die Waghalsigen* und *Schlafgänger* sowie während zwei Jahren die Kolumne «Bureau Elmiger» in Saiten.

Früher Morgen an kleinem Hafen



Bei Spyros klappt es langsam wieder besser mit dem Reden. Er beugt sich nach einem ausholenden Schlucken zu mir hinüber und wirft den Zeigefinger in die Luft. «Wir haben alle einen kleinen Anarchisten in uns», sagt er ins pastellige Morgenlicht. «Echt jetzt.» Darauf nehmen wir einen Schluck aus unserer Wasserflasche, aus der wir aus Mangel an weiterem Alkohol schon seit einer Stunde nippen. Hinter uns wischt ein einsamer Barkeeper den letzten Club der verwaisten Partymeile leer. «Das war schon während unserer Schulzeit so», setzt Spyros seine Rede fort, während mir sein Freund Panagiotis zum etwa zehnten Mal eine letzte Zigarette dreht, die er mir dann gutmütig unter die Nase hält. «Es gibt hier zu allem ein Antikomitee», fährt Spyros fort. «Das war sogar in unserer Schule so. Es gab das Schulkomitee, das all diese Sachen organisierte. Abschlussfeten und so. Und dann gab es das Antikomitee. Das muss man sich mal vorstellen: ein Antikomitee des Schulkomitees.» Spyros lehnt sich zurück und schaut mich glücklich an. Ich stelle es mir also vor, ein versprengtes Häufchen Schulhof-Rebellen. «Und ihr wart da dabei?» «Natürlich», sagt Spyros. «Natürlich», sagt Panagiotis.

«It's fucked up»

Der richtige Zeitpunkt, um schlafen zu gehen, ist längst verstrichen. Und während ich mich noch frage, ob ich das nun bereuen soll, bemächtigt sich ein kleines, betrunkenes Glück

meiner. Es hat mit der aufgehenden Sonne zu tun. Und dem Meer. Und mit dieser flüchtigen Bruderschaft von drei im Augenblick Gestrandeten. Wir verfallen in einvernehmliches Schweigen, betrachten die Boote, die gelangweilt im kleinen Hafen schaukeln. Am Horizont zeichnet sich, dunkel, die nächste Insel ab – in dieser Endloskette aus schroffen Felsen, blauen Wassern und gekalkten Häusern. Warum komme ich immer wieder hierher zurück? Weil meine Gedanken einen Anker finden, weit draussen auf dem Meer? Weil sie nicht kleben bleiben an der nächsten Schweizer Hauswand? Athen, und nur Athen, liegt ein ganzes Universum zu Füßen, so phantasiert mein kitschiges Morgenhirn. Tausend Eilande. Ein in sich abgeschlossenes Kaleidoskop der Sehnsucht, der Schönheit, des Schmerzes. Des Überschwangs und des Trotzes. Und wer hier lebt, der trägt sie in sich, diese ungeordnete Welt.

Wie grotesk. Die Banken sind stillgelegt, und ich mache mir Griechenland zu meinem Sehnsuchtsland. So trivial bin also, sagt mein Schuldbewusstsein. «Darf ich dumme Touristin das?», frage ich Panagiotis und Spyros. «Ihr leidet hier, und ich bade jedes Jahr in euerm verschwenderisch blauen Meer.» Ich trinke Frappés in den unangestrengt unkonventionellen Athener Bars, die mir so viel lieber sind als Zürichs angestregtes Hipstertum. Panagiotis schweigt erstmal, steckt sich seine Selbstgedrehte in den von einem fusseiligen Bart umwachsenen Mund und antwortet: «It's fucked



up. It really is.» Dann schweigt er wieder – etwas länger diesmal. Um mit dem gebührenden Ernst fortfahren zu können.

Leben und Leiden

«Glaube nicht, dass wir hier aufgehört haben zu leben», sagt Panagiotis. Schwierig sei es, keine Frage. Und mit jedem Jahr werde es noch ein bisschen schwieriger. «Der Druck nimmt zu, auf alle – mich eingeschlossen: Ich habe gerade meinen Job verloren, kurz bevor wir auf diese Insel gefahren sind. Vielleicht kann ich im September ein neues Projekt übernehmen. Genau weiss das keiner. So wie wir vieles nicht mehr so genau wissen.» Wieder schweigt Panagiotis. Das Eigentliche ist noch nicht gesagt, hängt zwischen uns in der Luft. Ich warte still, bis Panagiotis fortfährt: «Die EU sollte uns aber nicht unterschätzen. Wir haben doch immer gelitten – bis auf die paar Jahre des künstlichen Aufschwungs. Haben wir etwa nicht gelitten unter der deutschen Besatzung? Unter den Osmanen, während des Bürgerkriegs? Und haben meine Eltern, meine Grosseltern etwa nicht gelebt? Ja, wenn wir etwas können, wir Griechen, dann ist es leiden. Leiden und leben.» Ein bisschen lachen muss Panagiotis nun doch, ob dem Pathos seiner Rede. Doch er lässt das Gesagte stehen; er wischt es nicht weg mit einer relativierenden Geste.

«So sind wir nicht!»

«Und Syriza?», werfe ich ein. «Glaubt ihr noch an eure Regierung, nach diesem wirkungslosen Oxi?» «Seit Syriza regiert, gibt es in Exarchia wenigstens kaum mehr Polizisten», sagt er mit der gleichen Freude, mit der er zuvor den Anarchisten in jedem Griechen postuliert hatte. Abgesehen davon sei man in Griechenland weit pragmatischer, als einem die EU vorhalte.

«Als hätten wir alle daran geglaubt, nun eine Revolution zu starten. Tsss..! Wir wollten Tsipras doch einfach den Rücken stärken. Dass er einen Deal brauchte, ist den meisten hier sonnenklar.»

Spyros beginnt wild mit den Armen zu rudern. «Wir wollen bloss nicht gleich werden wie sie!» ruft er aus und rudert noch etwas wilder. «Kein deutscher Motor, pfff, pfff, vorwärts, vorwärts! Immer weiter im Takt. So sind wir nicht! Aber genau so wollen sie uns haben: Stellt doch um auf industrielle Bauernbetriebe! Tss! Baut Baumwolle an! Wissen die denn nicht, dass wir in Griechenland keine grossen Anbauflächen haben, die sich dafür eignen würden? Unser Land ist zerstückelt in kleine Ländereien. Darauf bauen wir zum Beispiel seit Generationen hochwertigen Tabak an. Aber das ist ja den Damen und Herren der EU nicht mehr genehm, dass wir Tabak anbauen.»

Vom Redeschwall ermüdet sinkt Panagiotis in seinen Stuhl zurück, kramt sein Handy hervor und drückt auf den Musikknopf. Alter griechischer Rembetiko untermalt die Hafendidylle. «Verstehst du, was sie singen?», fragt Spyros. «Sie singen von einem Sonnenaufgang in den Kykladen. Sie singen vom Hafen, dem Licht und dem Meer.» «Wie kitschig», sage ich. Spyros übersetzt weiter: «Wir mögen zwar nichts besitzen, aber an diesem Morgen gehört uns zumindest dieser Ausblick. Ja, das singen sie tatsächlich.»

Sarah Schmalz, Jahrgang 1986, ist Journalistin in Zürich.

Bilder: Anna-Tina Eberhard

Toggenburg Vom Geschichtenerzählen

Das Städtchen Lichtensteig liegt im Toggenburg, hoch über den Ufern der Thur. Man hat von hier oben einen guten Ausblick ins Tal. Trotz der zerklüfteten Berge herrscht in dieser kleinen Voralpenstadt ein Geist der Offenheit und der Freude an kulturellen Anlässen.

Da sind beispielsweise das Städtlifest, der «Lange Tisch» der Wilden Weiber, der Foto-Flohmarkt, das Drehorgeltreffen und die Jazztage zu nennen. Es gibt die Blasmusik «Harmonie», die notabene seit 1901 existiert, da ist das Chössi-Theater, verschiedene Museen wie Fredy's mechanisches Musikmuseum, das Loki- und das Toggenburger-Museum, der Verkehrs- und Kulturverein, die Fasnachtsgesellschaft und – die Kulturvernetzung.

Für mich als Neu-Toggenburgerin ist das eine unglaubliche Fülle von Angeboten, die ich wahrnehmen kann, um mich hier im sozialen Rahmen zu bewegen. Man mag sich fast auf urbanem Grund wöhnen, doch so einfach ist die Sache nicht. Schnell fühlte ich mich hier daheim. Liegt dies an der kulturellen Offenheit der Lichtensteiger, gerade mir, einer Autorin, gegenüber?

Offenheit und Interesse erfahre ich auch, wenn ich in eine der Beizen gehe. Schnell sitzt man zusammen, redet bei einem Bier oder gespritzten Weissen übers Leben, das Toggenburg und sich selber. Ich lächle. Eine solche Kultur des sommerlichen, ungezwungenen Beieinandersitzens unter Menschen, die sich vorher noch fremd waren, kannte ich bisher nicht. Als Anhängerin des Geschichtenerzählens höre ich fasziniert zu. Ich erfahre von den Umständen des Stadtbrandes in den 80ern. Ich erinnere mich nur dunkel daran, denn ich war damals noch ein kleines Kind, das Lichtensteig nur von Besuchen bei seiner Oma kannte, und warum es hier keinen Toggenburger Waffenlauf mehr gibt.

Überhaupt, Anlässe können wir hier oben, in Lichtensteig. Während in anderen Orten die 1. August-Feier samt Bratwurst in ansässigen Alters- und Pflegeheimen durchgeführt wird, sitzen die Lichtensteiger einfach zusammen auf Festbänken, trinken ihr Bier und hören der Ländlermusik und den Alphornspielern zu. Hier gibt es keine Rede, hier wird geredet; und zwar miteinander.

Zora Debrunner, 1977, ist Fachfrau Betreuung,
Autorin (u. a. *Demenz für Anfänger*)
und Vorstandsmitglied des Vereins Saiten.

Winterthur Baden gegangen

Dieses Jahr sprengten wir Grenzen. Im heissen Sommer 2015 schafften wir es bis vor die Tore Schaffhausens, durch die sprinklerbewässerten Gemüsefelder des Flaachtals an den Rhein, zur schattigen Thur bei Alten. Wir schafften es zum Grossandrang am Oberen Letten, an die hitzigen Liegeplätze am Zürichsee und wir sprangen sogar rein, als wir an einem mehrbesseren Fischteich vorbeikamen – es war, wenn Ihr es genau wissen wollt, der Bichelsee. Wir grillierten an der Töss, wo der Rauch vom morschen Holz die Mücken nicht daran hinderte, uns zuverlässig in die Beine zu stechen. Wir setzten uns mit drei Dutzend Leibern ins Badischiff in Dachsen, sprangen unterhalb des Rheinflalls raus und liessen uns an Militärbunkern vorbeitreiben, die nicht erst seit diesem Sommer zu Sprungtürmen umfunktioniert sind.

Wir sprangen von Brücken oder haben dabei zugeesehen, wie andere sich dieses Recht herausnehmen. Wir blickten auf die Bodies der Turmspringer und auf die Badekappen, die sich im 50-Meter-Becken hin und her schoben. Auf unsere Rücken brannte die Sonne, in den Augen das Chlor. Wir ekelten uns an den Algen oder stellten uns den Hecht vor, der in der seichten Nachrichtenlage der Sauregurken-Zeit nach einem Schwimmer gebissen haben soll. Und wir konnten es doch nicht lassen. Immer wieder flüchteten wir aus der lähmenden Hitze der Stadt Richtung Wasser.

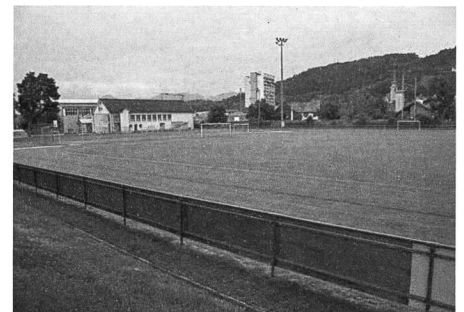
Dieses Wir ist ganz und gar triftige Grammatik. Baden kann man nicht alleine. Alleine kann man Schwimmen gehen. Das ist keine sprachliche Haarspalterei. Baden hat stets eine vergemeinschaftende Seite. Ausserdem war es in den letzten zwei Monate nur schon rein praktisch schwierig, aus der Abkühlung eine Soloveranstaltung zu machen. Den Eigenbrötlern blieben im Wesentlichen der frühe Morgen und eindeutige Zwecke: Körpertechnik, Leistungsfähigkeit, Kalorienverbrauch. Allen anderen blieb das Baden – oder auf dem Trockenen zu bleiben.

Über die reine Grammatik und die eigene Lebenswelt hinaus blickten wir diesen Sommer auf das Mittelmeer, woher angeblich Flutwellen auf «uns» zurollten, um «hier» von verblendeten Idealisten einer Zwangsvergemeinschaftung zugeführt zu werden und bis in den hintersten Winkel einzusickern. Oder wir blickten nach Texas, wo ein wildgewordener Polizist in einem öffentlichen Schwimmbad der diskriminierenden Schlagseite der US-amerikanischen Gesellschaft alle Ehre machte (Texas pool party incident). Doch davon haben wir nur ab und zu gelesen, unterdessen fuhren wir an den Bodensee. Das Idyll war intakt bis Mitte August. Da braute sich in Locarno ein Sturm zusammen, der das ganze Land heimsuchen sollte (gesehen im Film *Heimatland*, CH 2015). Auch wurde es wieder deutlich kühler.

Wendelin Brühwiler, 1982, ist Historiker
und arbeitet an der Universität Zürich.

Rheintal

Auf der Rheinau mit Hajrullahu und Cetinkaya



Football meiks sä Wörl d ä bätter Pleis, sagt Sepp Blatter, der Desperado des Weltfußballs. Was den Wahrheitsgehalt seiner Aussagen angeht, muss man zwar immer aufpassen, aber in Bezug auf das Rheintal hat er in dem Fall recht. Der Fussball macht diese Region zu einem «better Place». Er hält sie zusammen. Mehr geht nicht.

Immer im August, wenn die Regionalligen in die neue Saison starten, legt der «Rheintaler» seiner Freitagsausgabe ein 40-Seitiges Extraheft bei. Es ist jeweils eine Art Epilog der Rheintaler Fussballsaga.

Was dann folgt, ist eine Erzählung mit aus der Zeit gefallenen Schauplätzen – wie dem Sportplatz Rheinau in St. Margrethen. Dort kämpft der FC seit Jahren um Aufstiege und mit seinem Image als Rüpelverein. «Multikulti wie die Nati», titelt der Rheintaler in seiner Saisonvorschau. Die Spieler Hajrullahu und Cetinkaya erzählen die Geschichte eines Dorfes mit hohem Ausländeranteil und einem Team, das sich am Ende immer irgendwie zusammenrauft.

Auf der Birkenau in Rebstein spiegelt die erste Mannschaft (die immer gegen den Abstieg kämpft) ein Dorf, das noch ein solches ist. Nach den Spielen trinkt das Team vor dem Klubhaus vier, fünf Flaschen Sonnenbräu und hofft auf bessere Zeiten.

Wer zum Kader des FC Montlingen gehört, kann sich mit hoher Sicherheit auch in die Lohnliste der Janssen AG eintragen lassen, wenn er in Not ist. Die Grenzen zwischen dem Amateurfussball und dem Leben lösen sich auf.

Der Tschuttplatz, «a better place». Ein Ort, an dem es um alles geht.

Im Sommer 2012 schrieb ich für den «Rheintaler» ein Porträt über Natal Schnetzer, den streitbaren Präsidenten des FC St. Margrethen. Der Text handelte von einem Mann in Tom-Ford-Sonnenbrille und britischem Poloshirt, der seine Spieler bei der Vertragsunterzeichnung fotografieren liess, als spielte sein Verein um die Champions League. Ich beschrieb ihn als eine Art König im Kleinen.

Durch den Text zog sich ein Satz, den er bei meinem Besuch seinem Teammanager hinterherrief: Fredi, bring mir ein Bier!

Das Porträt erschien, als in Rebstein das Pokalturnier lief, das wichtigste Vorbereitungsturnier des Sommers und die zweitwichtigste Party der Region (nach der Rhema). Und alle riefen sie damals übers Festgelände: Fredi, bring mir ein Bier!

Fredi tat mir leid.

Als das Wochenende vorbei war, schrieb mir Fredi ein Beschwerdemail. Und drohte Schnetzer mit rechtlichen Schritten. Wahrscheinlich hatte nie ein Bericht von mir mehr ausgelöst. Und ich glaube, das sagt vor allem etwas über das Rheintal aus: Es geht hier nicht nur um ein Spiel.

Samuel Tanner, 1991, ist Inlandreporter bei der Basler Zeitung. Er ist im Rheintal aufgewachsen und wohnt in Zürich Oerlikon.

Bilder: stades.ch

ökomarkt im herbst

Donnerstag,
17. September 2015
9 bis 20 Uhr
beim Vadiandenkmal
in St. Gallen

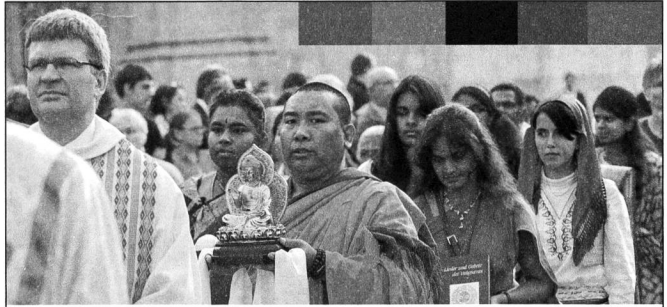

ökomarkt
natürlich vielfältig regional

Entsorgung
St. Gallen

TAGBLATT

Stadt St. Gallen
Umwelt und Energie

isig | is | iw
Kanton St. Gallen - Stadtwerke



«ich höre Dein Gebet»

interreligiöse Feier
zum Eidgenössischen Betttag

Sonntag 20.9.2015, 17.00 - 18.30 Uhr
auf dem Klosterplatz St. Gallen

Es laden ein: die christlichen Kirchen sowie
verschiedene Religions- und Glaubens-
gemeinschaften der Stadt und Region St. Gallen.
Begrüssung durch Regierungsrat und
Stadtrat St. Gallen.

Da gehen wir hin!
Weil Religionsfreiheit
und Toleranz wichtig sind
für den Frieden - auch
unter den Religionen.

ida

Vielfalt ist Stärke

Medienpartner
TAGBLATT

interreligiöse Dialog und Aktionwoche
www.betttagstgallen.ch

ERÖFFNUNG 1. JULI

VOM BLUE POINT
ZUM L'ULTIMO BACIO
AN DER POSTSTR. 14
ST. GALLEN



CAFÉ

Kuchen und Torten

BISTRO KÜCHE

täglich Bio-Eintöpfe und Salat-Bowlen

BAR

mit Afterwork-Drinks
und Häppchen

BIOLADEN

Vollsortiment mit grossem
Brot- und Käseangebot

würzige Salami Bergchääs Eintöpfe GINTONIC

eigenes Hausbrot mit Urgetreide Emmer
saisonale Salat-Bowlen
CHAAS UND QUICHE LORRAINE
Haus-Kaffee-Röstungen
ROGGESCHROOTBROT

Panito Dinkel
BAUMNUSS-S
Sandwich

täglich offen
mo-sa 6:00-22:00
[bar bis 1:00]
so 8:00-22:00

COMEDIA



Katharinengasse 20, CH-9004 St. Gallen,
Tel./Fax 071 245 80 08, medien@comedia-sg.ch

**DIE GANZE WELT BEI UNS. BUCH. MUSIK.
MAGIC-KARTEN. BUCH. VIelfALT UND INHALT.**

www.comedia-sg.ch mit unseren Buch-, Comic/Manga- und WorldMusic-Tipps und dem grossen Medienkatalog **mit E-Shop!**

Schaffhausen Jedes Wochenende ein Hörspiel

Nahezu zwei Jahre lang hab ich in der Repfergasse gewohnt. In den Neunzigern tummelte sich da die Drogenszene. Heute gehört die Repfergasse zum «Bermudadreieck», einem pseudourbanen Mythos. Zwei der drei Bermuda-Clubs sind in der Repfergasse, das «Domino» und das «Tabaco»; beides Lokalitäten, wo ich früher wässrige Mojitos trinkend zu Böhse Onkelz mitgegröhlt hab und mich jetzt leise dafür schäme. Weniger leise sind die besagten Clubs. Was ich bezeugen kann.

Die Wohnung war im ersten Stock, gegenüber, neben und über je einem Ausgehlokal, und unsere Vermieterin hatte uns lächelnd gewarnt: «Und, hm, ja. Man hört sie halt echt gut. Das Orient und wie sie alle heissen.» Das «Orient» liegt in einer anderen Strasse, die gute Frau hatte offenbar nie schlechten Ausgang genossen. Meine Mitbewohnerin und ich blinzelten durch die Fenster, stellten uns ein Leben im pochenden Herz Schaffhausens vor und dachten: Fuck, yeah.

Wie klingt es, dieses Herz? Sagen wir mal: Es pocht nicht. Es dröhnt. Hämmert. Pulsiert. Mittwochs zurückhaltend, donnerstags leidenschaftlich, freitags übermütig und samstags völlig durchgedreht. Jedes Wochenende hörte ich beim Einschlafen die Feiern ihre Lieder mitgröhlen und bekam neben der Musik (hust, «Musik») auch detailliert alle betrunkenen zwischenmenschlichen Dramen mit. Ich lauschte ihnen wie einem Hörspiel. Ich hörte Menschen streiten und Schluss machen, hörte sie sich umarmen und rummachen, schnupfen und kotzen. «So klingt es, wenn andere Menschen Spass haben», sagte ich mir dann. Nur denen, die in den Morgenstunden in den Gassen lauthals rumlärmt, wünschte ich nichts Gutes, auch den Clubbetreibenden, die um halb fünf Uhr morgens die Anlage lauter statt leiser drehen. Ich muss zugeben, in diesen zwei Jahren habe ich ein oder zweimal die Polizei gebeten, vorbeizuschauen, zu jeweils derart unchristlicher Stunde, dass beinahe schon wieder Zeit für den Gottesdienst gewesen wäre. Abgesehen davon gab ich den betrunkenen Feiernenden Wochenende für Wochenende ein mentales High Five (oder winkte ihnen vom Küchenfenster zu, während sie um Freibier oder Handynummer baten. Echt wahr!).

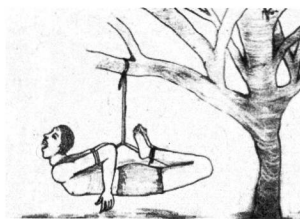
Nun, frisch aus der Repfergasse ausgezogen, sass ich an einem übertrieben warmen Sommertag im «dolder2» im Garten. Die Feuerthaler Lokalität ist ein Urgestein des Schaffhauser Ausgangs, 20 Jahre alt ist die Kneipe, wo Technoparties, Punkkonzerte und Bluesfeiern stattfinden. Die Häuser ums «dolder2» sind wesentlich jünger: Die Siedlung wurde ganz schön bebaut, weil Feuerthalen ausgesprochen attraktiv ist für Familien. Bei diesen stellte sich der Betreiber, wie er mir erzählte, lieb vor, lud sie ins «dolder2» ein, bat um Dialog und erhielt dann doch innert Kürze Lärmklagen.

Ohne die andere Perspektive der Geschichte zu kennen, finde ich: WTF!? Klar, eben, Anlage aufdrehen am frühen Sonntagmorgen... Aber konstante Lärmklagen von Menschen, die neben einen etablierten Club zugezogen sind?

Immerhin, sie dürfen sich freuen, die Neuen in Feuerthalen: Das «dolder2» muss raus. Nicht wegen der Lärmklagen, sondern weil auch das alte Häuslein einer neuen Cash Cow weichen soll. Vielleicht zieht es in die Repfergasse? Zu wünschen wärs.

Anna Rosenwasser, 1990, schreibt für die «Schaffhauser Nachrichten» und für das Winterthurer Kulturmagazin «Cocou».

Stimmrecht Der Helikopter



Wir eritreischen Staatsangehörigen kommen aus einer Diktatur mit sechs Millionen Einwohnern und sind aktuell die grösste Flüchtlingsgruppe in Europa. In der Schweiz leben derzeit etwa 30'000 Eritreerinnen und Eritreer. Jeden Monat flüchten weitere 4'000 Menschen. Diese Zahlen müssten eigentlich reichen, um zu erkennen, dass bei uns etwas gewaltig schief läuft. Kommt hinzu, dass es über Eritrea kaum mehr Informationen gibt als beispielsweise über Nordkorea. Ist es also so abwegig, dass in meinem Land Menschenrechtsverletzungen begangen werden, die unsere Regierung verheimlichen will?

Wie ich im Juniheft bereits erwähnt habe, heissen die Fluchtursachen unter anderem Sklavensarbeit, Sexsklaverei bei Frauen, Folter und National Service. Das ist ein unbefristeter, obligatorischer Militärdienst, der mit 17 beginnt und bis zur Pension dauern kann. Vollzeit. Der Monatslohn von 7 Franken ist reine Farce, da man in Eritrea als Einzelperson etwa 100 Franken zum Leben braucht.

Wer den Dienst verweigert, wird bestraft. Die Strafen sind grausam, gehören im Militärdienst aber zur Tagesordnung. Der «Helikopter» zum Beispiel ist eine der gängigsten und schlimmsten Foltermethoden: Dabei wird das Opfer an Armen und Beinen zusammengebunden, aufgehängt und manchmal mit Zuckerwasser bespritzt (Bild). Die Haut juckt stundenlang, da der Zucker unzählige Insekten aus der Wüste anzieht.

Obwohl wir immer wieder auf die schlimmen Zustände hinweisen, reden die Leute in der Schweiz (allen voran die SVP) bei uns nicht von «politisch Verfolgten». Lieber nennt man uns «Wirtschaftsflüchtlinge». Doch das sind wir nicht, und das wissen viele Schweizerinnen und Schweizer auch. Die Hetze der SVP dient genau einem einzigen Zweck. Dem Wahlkampf.

Statt die Schwachen noch mehr zu schwächen, würde sich die SVP besser für eine Schliessung des Eritreischen Konsulats in Genf einsetzen, wie auch wir von der Eritreischen Solidaritätsbewegung für die Rettung der Nation (ESMNS) es tun. Denn solange die illegalen Steuern gezahlt werden, wird weiterhin Geld aus der Schweiz in die Diktatur fliessen und für Folter und Sklavensarbeit eingesetzt – was die Zahl der Flüchtlinge immer weiter erhöht.

Yonas Gebrehiwet, 1996, ist vor vier Jahren aus Eritrea in die Schweiz gekommen. Er wohnt in Rheineck und macht eine Ausbildung zum Textiltechnologen.